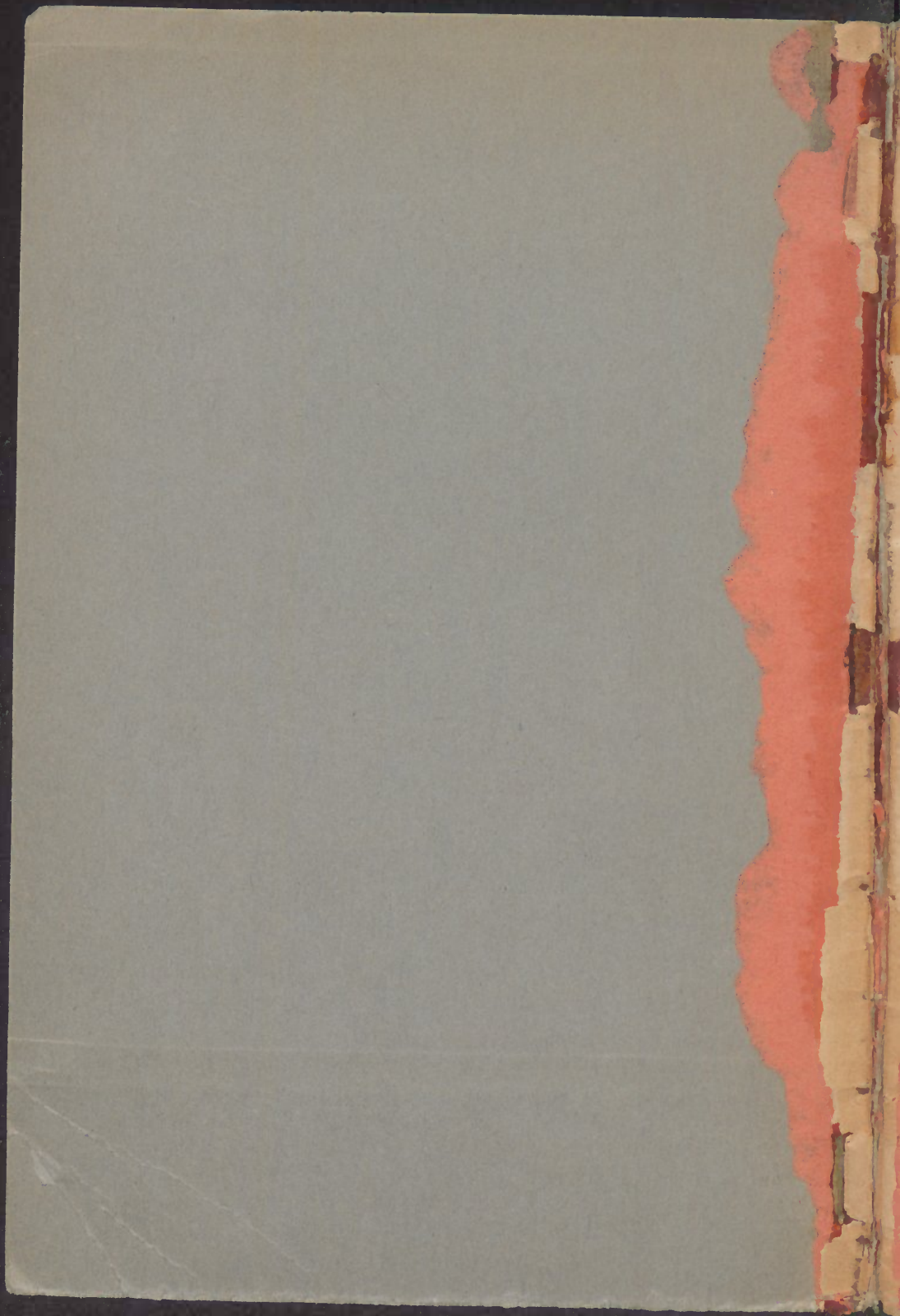


**Bibliothek
des Instituts für Weltwirtschaft
an der Universität Kiel**

Broschürensammlung

Signatur

A 7991





Die Deutsche Colonialpolitik


in Theorie * * *
* * * und Praxis

von

Teutonicus.

Verlag von Gose & Teglaff.

Berlin 1900.



125 1/2



Die Deutsche ∞ ∞ ∞ Kolonialpolitik

in

Theorie und Praxis

von

Teutonicus.



Verlag von Gose & Teglass.
Berlin 1900.



I.

Die Zukunft der deutschen Flotte in Theorie und Praxis.

Es war ein recht unbehagliches Gefühl, das seit dem Sommer 1898 den friedfertigen deutschen Reichsbürger beherrschte, als er durch die Kanonaden des spanisch-amerikanischen Krieges und die englischen Beifallssalven, die sie begleiteten, unangenehm in seiner, durch die große Flottenbewilligung von 1897 doch recht wohlverdienten, patriotischen Ruhe gestört wurde. Gerade dieser englische Beifall machte die Situation erst peinlich, weil er zum ersten Male ganz unverhüllt zeigte, daß die englischen Beutepolitiker Zeit und Umstände für gekommen hielten, einen allgemeinen Raubzug in die Interessensphären der marine-schwachen Kulturstaaten auszuführen, und deshalb entschlossen waren, die amerikanische Strauchpolitik militärisch zu decken.

Dann kam das wunderbare Friedensmanifest des Czaren, das sämtliche Narren in- und außerhalb Europas in dienst-eifrigste, freudebeflissenste Bewegung versetzte, und — als folgerichtiges Echo die englischen Kriegsrüstungen! Welch' eine Genugthuung hob die Brust des ehrsamten Deutschen, als diese Kriegsrüstungen ihre Spitze immer mehr gegen Frankreich richteten, und dieses endlich die jammervolle Niederlage von Tschoda erlitt! „So was kann uns garnicht passiren“, schrieb ein Weltblatt am Rhein, „denn Deutschland ist denn doch ein Staat von ganz anderer Güte, als das in Parteikämpfen verlorene Frankreich“. Von einem Staat konnte uns das allerdings nicht passiren, aber von zweien! Und es thaten sich denn auch sofort zwei zusammen, um dem deutschen Reich einen

noch ganz anderen Schlag zu verfezen, als ihn Frankreich in Tschoda erlitten hatte.

Ja, Samoa! Samoa! Die eine Hälfte des entsetzten Deutschland verlangte ein Bündniß mit Rußland um jeden Preis, während die andere Hälfte den sofortigen Ausbau der ganzen geplanten Flotte forderte. Von der Reichsregierung war es aber ebenso undankbar, als zum mindesten unklug, daß sie die begeisterten Flottengründer etwas kalt douchen ließ. Sie hätte sie in ihrer uneigennützigen Begeisterung ruhig gewähren lassen, selbst aber h a n d e l n sollen!

Warum nahm sie denn nicht sofort nach Staatssekretär v. Bülow's Erklärung ihre Centrumsadmirale und die freisinnigen Wasserpolitiker weiblicher Linie zusammen ins Kommissionskammerlein, und setzte denen auseinander, was sie zu thun vor hat u n d w i l l ? Warum nicht? Wir glauben, daß die Reichsregierung vor lauter Eintagsplänen damals überhaupt noch keinen Plan besaß, nach dem ein Soldat zu handeln vermochte. Denn die auffällige Windstille in allen offiziellen Gipfeln war doch wohl etwas mehr, als ein nachträgliches Kompliment vor der Friedenskonferenz. Es ist allerdings auch nicht so einfach, in den Fußtapfen Moltke's und Bismarck's zu wandeln!

An solchem Wendepunkt einer nationalen Sache wurde ein Material der öffentlichen Kritik unterbreitet, das zur Klärung der noch ungelösten deutschen Flottenfrage beigetragen hat. *)

Nach des Verfassers Ansicht ist der Irrthum weiter verbreitet, als es im nationalen Interesse nützlich wäre, nämlich, daß man die Flottenvorlage einseitig, lediglich vom Standpunkt des rabiaten Marineoffiziers, zu lösen habe, ohne bei der Lösung das Gewicht unserer Landesstreitkräfte in Ansatz zu bringen. Was sagte denn Moltke zu dieser Sache?

„Die deutsche Flotte kann ihre Thätigkeit nur im Zusammenwirken mit dem Landheer ausüben.“ Das sind Moltke's Worte! Und der Geist dieser Worte? Denn auf diesen und nicht auf den Buchstaben kommt es an: die Thätigkeit, das ist also die Größe

*) Die erste Veröffentlichung dieses Artikels erfolgte im Deutschen Wochenblatt vom 19. August 1899.

der deutschen Flotte, wird bestimmt von der Wirksamkeit des Landheeres, d. h. also von der politischen Macht, die das Landheer auszuüben vermag. Mit anderen Worten: die politische Macht, die das deutsche Landheer ausübt, bestimmt sowohl die Größe der deutschen Flotte als den Umfang ihrer Thätigkeit. Hieraus ergibt sich, daß einer militärischen Kritik über unsere Marineverhältnisse zunächst eine Kritik der politischen Macht des Landheeres vorausgehen muß, will man zu richtigen Resultaten in der Flottenfrage kommen. Wir müssen daher unsere Leser schon bitten, uns zunächst auf der auch nicht uninteressanten Untersuchung durch die europäischen Landheere zu folgen; denn wer kein Urtheil über die Landstreitkräfte besitzt, wird sich niemals ein sicheres Urtheil über die nothwendige Größe der Flotte bilden können.

Die politische Macht des deutschen Landheeres ergibt sich aus den Machtverhältnissen unserer „Gegner“ und unserer „Freunde“, also des Zwei- und Dreibundes. Betrachten wir zuerst die Zweibündler!

Wenn die Franzosen nicht solche ausgemachte politische Narren wären, dann hätten sie, bevor sie auch nur einen in ehrlicher Arbeit erworbenen Franken in russische Anleihen gesteckt und den Zweibund geschlossen, einige Duzend erfahrener Generalstabsoffiziere nach Rußland geschickt, um sich durch Augenschein von der Anzahl der vorhandenen Vertheidigungsmittel zu überzeugen, was bei planmäßiger, systematischer Vereisung in drei Monaten auszuführen gewesen wäre. Es war doch auch den Franzosen bekannt, daß Rußland bei der Mobilmachung 1877, mit mehr als halbjähriger Vorbereitung während des serbisch-türkischen Krieges, drei Monate, sage drei Monate, gebraucht, um schließlich 400 000 Mann ins Feld zu schicken, wenn ihnen auch nicht, wie dem Verfasser Dieses, aus eigener Anschauung bekannt war, daß von diesen Vierhunderttausend nur 200 000 Mann ausgebildete Soldaten, die übrigen aber frisch ausgehobene Rekruten waren. Sie, die Franzosen, hätten also alle Ursache gehabt, bei der Gründung des Zweibundes doch recht vorsichtig zu Werke zu gehen. Und auch jetzt, nachdem sie die Dummheit einmal gemacht, und ihre schönen Milliarden, von denen sie niemals sagen werden: Wiedersehn macht Freude!

in den russischen Sumpf geworfen, wäre es noch Zeit, die oben bezeichneten Erkundungsreisen auszuführen, um sich vor weiteren Dummheiten zu bewahren.

Aber das Friedensmanifest des Czaren? Gerade dieses Friedensmanifest und die darauf folgenden russischen Circularnoten hätten für die Franzosen die allerdringendste Veranlassung sein sollen, durch Augenschein festzustellen, wo eigentlich die nach Rußland geschafften französischen Milliarden geblieben sind? Die Engländer, von denen doch Niemand behaupten wird, daß sie irgendwie militärisch beanlagt seien, haben doch sofort die Sache begriffen und unmittelbar nach Erscheinen des Czarenmanifestes, dieser heispielslosen Bankrottserklärung, mit ihren Kriegsrüstungen begonnen, während die Franzosen ruhig die Hände in die Tasche steckten, statt in rücksichtslosester Eile ihre Marine in Kampfbereitschaft zu setzen, um den Engländern auch nicht einen Zoll breit Vorsprung zu lassen.

Was dachte Rußland nun auf der Friedenskonferenz zu erreichen? Das geht aus der zweiten Circularnote des Grafen Murawjeff hervor, in welcher unter genauer Bezeichnung aller Einzelheiten das strikte Verbot der Verbesserung der heutigen Bewaffnung der europäischen Heere, zum Theil sogar die Beseitigung schon vorhandener Verbesserungen verlangt wird. Das hätte den Russen gepaßt! Ausschluß allen Fortschritts in der Bewaffnung ihrer Konkurrenten! Wir können deßhalb das Mißvergnügen der Konferenz-Entrepreneurs durchaus verstehen, als die amtlichen, ablehnenden Bescheide der theiligten Mächte erfolgten. Es ist nun einmal zu Ende mit der russischen „Finanz“-Wirtschaft, nachdem Frankreichs hohe Finanz zu der Einsicht gekommen, daß das Pumpen doch zu nichts hilft. Dazu nagt ein Drittel der russischen Bevölkerung ständig am Hungertuch, wodurch nach russischen amtlichen Angaben der Rekruten-Ersatz bereits auf 33 vom Hundert gesunken ist; und wenn wirklich noch einmal ein Blutgeld von 3—400 Millionen zusammengepeitscht wird, dann verschlägt es nichts bei der russischen Corruption.

Für Rußlands Verbündete ist deßhalb die Frage bloß noch die: Ist in Rußland eine Staatsumwälzung möglich, nach welcher allerdings die Corruption nach und nach aufhören könnte?

Diese Frage wird von den Weltverbesserern ohne weiteres behauptet, obwohl gar kein analoges Beispiel vorhanden ist, nach dem die Frage beurtheilt werden könnte. All' diese Weltverbesserer übersehen den wesentlichsten Punkt in der Sache, nämlich die russische orthodoxe Religion, auf der das russische Staatsgebäude durchaus logisch und konsequent aufgebaut ist. Wollte man das russische Staatsgebäude etwa von Grund auf verändern, dann müßte man zuerst die orthodoxe Religion beseitigen! Wie aber wollte man das machen? Die sich das einbilden, beweisen bloß, daß sie niemals mit der gewöhnlichen russischen Bevölkerung in Berührung gekommen sind.

Also das völlige Unvermögen, sein Heer modern auszubauen, ja, die einfache Unmöglichkeit, das Heer auch nur in seiner gegenwärtigen Gestalt noch fernerhin zu erhalten, das waren die wirklichen Gründe des Czarenmanifestes und die Ursachen der Humanitätsbestrebungen bei einer Regierung, die für eroberte Völker bisher nur Feuer und Schwert, und für ihre eigenen, sich gegen die Corruption aufbäumenden Unterthanen nur Sibirien hatte. Daß trotz dieser Sachlage die englische Regierung in China vor Rußland zurückbebt, ist die noch heute wirksame Folge des Krimkrieges. Die Engländer haben eben die russischen Prügel, die sie vor 45 Jahren genossen, noch heute nicht vergessen. Wir berühren auch diese Seite, um einmal zu zeigen, woher eigentlich der Glaube an die „Stärke“ des russischen Heeres stammt, der von Zeit zu Zeit von England her durch die europäische Presse verbreitet wird.

Um zu resumiren: Wenn heute Rußland gezwungen wäre, sich in einem europäischen Kriege zu vertheidigen, so müßte es rund 500 000 Mann bei Wilna und 500 000 Mann bei Riew zusammenziehen können, um nicht von vornherein Frankreich jede Cooperation unmöglich zu machen. Da ist nun die eine Frage: Kann Rußland diese Truppenzahl überhaupt und auch rechtzeitig zur Stelle bringen? Diese Frage ist zu verneinen. Das Beweismaterial eignet sich aber nicht zur öffentlichen Besprechung. Demjenigen Leser aber, der gewohnt ist, allen Dingen auf den Grund zu gehen, empfehlen wir die russischen Friedenspräsenzen von 1877 und 1898, ebenso das russische Eisenbahnnetz von 1877 und heute zu vergleichen,

dann sich die russische Mobilmachungsleistung von 1877 zu vergegenwärtigen, und er wird zu einem annähernden Resultat kommen, auch ohne in Rußland militärische Studien getrieben zu haben.

Wir aber wollen einmal annehmen, die genannten Truppenmassen wären rechtzeitig bei Wilna und Kiew versammelt, dann entsteht die *a n d e r e* Frage: Kann diese Armee in den Kantonnements oder auf dem Vormarsch nach Westen ernährt werden? Darauf antworten wir: Weder von der russischen Regierung noch von dem Volke! Glücklich verhungern würden diese Menschen, wenn sie jemals das Unglück hätten, in größerer Anzahl intact zusammen zu kommen. Man führt eben keinen modernen Krieg, wenn nicht schon im *F r i e d e n* die Proviantbestände und Einrichtungen im *L a n d e* selbst für alle Kombattanten vorhanden sind, geschweige denn wird ihn ein Land führen, wo ein Theil der Bewohner froh sein muß, sein Leben mit Baumrinden-Brod fristen zu können.

Unsere deutschen Leser aber, wenn sie alle Konsequenzen aus der russischen Wirthschaft ziehen, werden erkennen, daß es geradezu Selbstvernichtung wäre, wenn die Reichsregierung jenen Bestrebungen, die auf Verminderung der deutschen Brodfruchtbestände hingen, auch nur im Geringsten nachgäbe. Die Reichsregierung hat im Gegentheil *a l l e* Maßregeln zu ergreifen, daß der ungefähre Jahresbedarf an Brodfrucht stets auf deutschen Lagern vorhanden ist, denn hiervon hängt, so lange eine ausreichende deutsche Flotte nicht existirt, in einem Massenkriege gegen uns der schließliche Erfolg und somit die politische Existenz des deutschen Reiches ab! Wer also die starken deutschen Getreidelager etwa als einen volkswirtschaftlichen Mißstand ansieht und deßhalb ihre Verminderung verlangt, hat vorerst einmal mit *a l l e n* *s e i n e n* ökonomischen Kräften für eine ausreichende deutsche Flotte zu wirken, ehe er der Reichsregierung Maßnahmen zumuthen kann, die geeignet wären, jene Bestände zu vermindern.

Bei einem deutschen Kriege Rußlands, also bei dem berühmten Zukunftskriege mit zwei Fronten — *n a c h* *u n s e r e r* *A n s i c h t* *w e r d e n* *e s* *d r e i*! — stellt sich das Verhältniß für Rußland noch schlimmer. Wohl können die Russen ihre erste

Armee etwas näher der Westgrenze hinter der Weichsel bei Warschau und auch — nominell — in größerer Stärke formiren. Dann aber wird die Verpflegung noch ungünstiger. Im Uebrigen ist der Fall an der Weichsel, was sich da auch für russische Truppen zusammenfinden mögen, lange entschieden, bis die russische zweite Armee bei den österreichischen Slaven anlangt. —

Wenden wir uns nun zu dem stärkeren Theil des Zweibundes! Als die Regierung der französischen Republik nach den furchtbaren Niederlagen von 1870 endlich daran denken konnte, Frankreich wieder aufzurichten, da richteten sich die Blicke der republikanischen Machthaber auf die militärischen Einrichtungen Deutschlands. Das militärische Uebergewicht ausgebildeter Soldaten, die den Volkshereen Gambetta's einen Schrecken ohne Ende bereiteten, führte von selbst die republikanischen Führer auf den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, wenn nicht noch außerdem ganz dringende politische Gründe überzeugend dafür gesprochen hätten. Wäre nämlich das französische Heer in der von Napoleon I. geschaffenen Form erhalten geblieben, dann wäre es bloß eine Frage der Zeit gewesen, bis ein General emporgekommen, der mit der Advokaten-Regierung Mehrheits gemacht hätte. Erwinnere man sich doch nur des „glorreich besiegten“ Marshalls! Schwieriger lag aber für cäsaristische Bestrebungen der Fall sofort, wenn das französische Heer zu einem allgemeinen Volkshere umgebildet wurde; denn dann durften die Machthaber stets darauf rechnen, einen erheblichen Theil des Heeres für sich zu haben, wie das auch das Scheitern aller späteren Putschversuche bewiesen hat. Ob aber damit auch bewiesen ist, daß die allgemeine Wehrpflicht wirklich für Frankreichs natürliche Verhältnisse und damit für seine Weltmachtsstellung paßt, — denn nur aus den natürlichen Verhältnissen eines Landes ergiebt sich seine Weltmachtsstellung, — das ist eine andere Frage.

Wer den Gang der Dinge von 1870 unbefangen betrachtet, dem wird vor Allem aufgefallen sein, in welchem guten, feld-dienstfähigen Zustande sich die Armee des kaiserlichen Frankreichs befunden hat. Die kaiserlichen Heerestheile wurden geschlagen, wieder geschlagen, und befanden sich trotzdem in jeder nächsten Bataille in einer durchaus kriegsbrauchbaren Verfassung.

Daß diese Armee keine besseren Erfolge erzielte, lag zunächst daran, daß ihr eine vollkommen gleichwerthige Armee, die noch dazu für nationale Einheit kämpfte, gegenüberstand, ein nachhaltiger Erfolg also von vornherein ausgeschlossen war, dann aber an der unglaublichen Protektionswirthschaft bei der Besetzung der höheren Befehlshaberstellen. Natürlich ist das nicht etwa ein besonderes französisches Uebel! Gott bewahre! Zur Zeit grassirt es in den meisten europäischen Heeren, und am meisten da, wo man es gar nicht vermuthet, wie Jena-Muerstädt der überraschten Welt von 1806 schlagend bewiesen hat.

Also diese vorzügliche kaiserliche Armee haben die republikanischen Machthaber abgeschafft und in blinder Rücksicht auf politische Machtfragen ihrem Lande die Last der allgemeinen Wehrpflicht auferlegt, ohne sich vorher darüber klar zu werden, ob dieses harte und rauhe System auch wirklich für den französischen Nationalcharakter paßt. Die Folgen dieses Thuns liegen heute vor aller Augen.

• Zunächst zwang die allgemeine Wehrpflicht die Franzosen, ihre ganze wirthschaftliche Kraft an die Landarmee zu setzen und deßhalb ihre Flotte ganz und gar zu vernachlässigen, welche ihnen doch das, was der ehemaligen kaiserlichen Armee an Masse abging, reichlich hätte ersetzen können. Aber auch die Landarmee ließ sich bei normaler Dienstzeit nicht auf den Stand der deutschen bringen, und so ist die Republik zu dem heutigen Heer gekommen, in welchem jeder Soldat eine andere Ausbildungszeit hinter sich hat. Dabei wird und muß die derzeitige Dienstzeit zu kurz sein; das hätten die Franzosen doch der Autorität ihres ersten Napoleon glauben können, der es in der Praxis bewiesen hat, daß seine Landsleute sich niemals zum deutschen Drill eignen.

Die wirthschaftlichen Folgen blieben ebensowenig aus. Deutschland, für das die starke Rüstung der allgemeinen Wehrpflicht ein seit 1813 bewährtes Naturgesetz ist, kommt wirthschaftlich glänzend vorwärts, Frankreich mit dem seiner Natur widrigen System geht zurück. Wie will aber ein solches Land eine feindliche Invasion abwehren, wenn seine Volkswirthschaft nicht jene wirthschaftliche und militärische Festigkeit besitzt, die nur allein vermag, eine Invasion abzuhalten?

Dann verdient noch ein Umstand die allgemeinste Beachtung: Hätte die allgemeine Wehrpflicht den Franzosen wirklich das moralische Gewicht gegeben, das sie den Völkern, denen sie zweite Natur ist, noch stets verliehen hat, dann hätten die Franzosen schon lange die heiß ersehnte Revanche gesucht. In ihren gegenwärtigen militärischen und wirthschaftlichen Verhältnissen vermag aber der militärische Beobachter nicht die kompakte Macht zu erblicken, deren ein Land bedarf, um nachhaltigen, militärischen Widerstand zu leisten.

Wenden wir uns nun zu unseren Freunden, mit denen wir uns etwas kürzer fassen können; natürlich zuerst zu Oesterreich-Ungarn!

Der österreichisch-ungarische Staatsgedanke! Ja, ich kann noch lachen in all' dem politischen Unsinn unserer Tage. Wenn fallen nicht, wenn er das Wort hört, die sarkastisch-ironischen Worte Bismarck's ein, die doch wie Donnerworte den österreichischen Gewalthabern in die Ohren klingen sollten! Wer etwa noch vor zwei Jahren gewagt hätte, an der politischen Unfehlbarkeit der Dynastie Habsburg zu zweifeln, der würde in deutschen Landen ohne weiteres als Sozialdemokrat bezeichnet worden sein, nicht würdig, das österreichische Jubiläum mitzufeiern. Wie hat sich das heute geändert! Es ist, als ob das grause Schicksal Spaniens die byzantinischen Lobredner gegen eigenen Willen ernüchtert hätte.

Für unsere politische Betrachtung des „österreichisch-ungarischen Staatsgedankens“ genügt folgendes einfache Beispiel: Man setze den Fall, die gesammten Deutsch-Oesterreicher wären in dem österreichisch-ungarischen Musterstaat plötzlich nicht mehr vorhanden! Was hätte alsdann das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn für uns noch sittlich zu bedeuten? Doch nichts! gar nichts! so wenig, als etwa ein Bündniß mit der Wenzelskrone oder mit irgend einem anderen slavischen Staatsprodukt. Also: Mit den Deutsch-Oesterreichern steht und fällt das deutsch-österreichische Bündniß und — meinen wir — auch der „österreichisch-ungarische Staatsgedanke.“

Für unsere militärische Betrachtung liegt die Sache ebenso einfach. Wir brauchen auf die militärischen Kräfte Oesterreich-Ungarns nicht weiter einzugehen, weil sich die selben

niemals nach einer Seite hinneigen werden. Ob der „österreichisch-ungarische Staatsgedanke“ in einem europäischen Kriege sich für uns erklärt oder sich gegen uns wendet, das ist so gehupft wie gesprungen. In jedem Fall muß eine deutsche Südarmerie in Oesterreich einrücken, um die Deutsch-Oesterreicher vor der czechisch-russischen Erdrückung zu bewahren. Da die Deutsch-Oesterreicher ihren slavischen Gegnern sowohl militärisch als materiell reichlich überlegen sind, so genügt für die deutsche Südarmerie schon die Stärke eines modernen Expeditionskorps um ihre Aufgabe durchzuführen. Mit anderen Worten: Unsere Südgrenze ist in einem allgemeinen Kriege wider uns, so zu sagen, neutralisirt.

Diese neutrale Grenze könnte sich nur in dem einen Fall ändern, wenn — und wir kommen jetzt zu Italien — in Italien eine vollständige Staatsumwälzung zu Gunsten des ehemaligen Kirchenstaats stattgefunden hätte. Dann allerdings könnte der Fall eintreten, daß neugebackene päpstliche Zuaven ihren czechischen Gesinnungsgegnern nordwärts zu Hülfe rücken. Wir meinen aber, daß wir diesen Fall wohl kaum zu erörtern brauchen. Tote stehen in der Regel nicht mehr auf. Wen aber trotzdem bei dem Gedanken an die Zuaven des neuen Jahrhunderts gruselt, der erinnere sich an Bismarck's Wort vom furor teutonicus. Der hat noch nie versagt und wird auch niemals versagen!

Damit hätten wir unsern militär-politischen Kritikgang durch die in Frage kommenden europäischen Landheere beendet.

„Wir dürfen uns nicht allein und unter allen Umständen auf unsere Bündnisse verlassen, sondern müssen darnach streben, unsere Vertheidigung so stark zu machen, daß wir auch allein den Krieg gegen zwei Fronten führen können.“ Das war Moltke's anderer Ausspruch. Wenn unsere Leser sich nun der Erklärung des Kriegsministers von Goßler in der Reichtagskommission für die letzte Militärvorlage erinnern, „daß durch Annahme der ganzen Vorlage der Vorsprung der deutschen Armee vor ihren Gegnern ein solcher würde, daß sie nicht im Stande wären, den Vorsprung einzuholen,“ so werden unsere Leser an der Hand unserer Ausführungen jetzt erkennen, warum unsere Feinde uns nicht mehr überholen können, und daß Moltke's großes Ziel von seinen Nachfolgern jetzt durchaus erreicht ist.

Wahrlich, das deutsche Volk sollte doch den Männern ewig dankbar sein, die sich das Ziel gesteckt und es auch erreicht haben, zuerst unsere Landvertheidigung vor jedem Angriff sicher zu stellen; das Heim ist mir doch näher als der Rock! Wenn man sich aber sogar im Inlande erlaubt, diesen Männern den Vorwurf der Flottenvernachlässigung zu machen, so beweist das nur, daß man der Sache kein Studium gewidmet, und daß die Kritiker wohl durchweg sich aus jenen Wasserpolitikern rekrutiren, die das Seewasser bloß ohne Salz, aber mit dem Zusatz von Malz und Hopfen kennen. Selbstverständlich wird unsere Heeresverwaltung nicht auf dem bisher Erreichten ausruhen, sondern unsere Heeresausrüstungen rastlos fortbilden; denn wer nicht mit der Zeit geht, bleibt zurück.

Wie wirkt nun die Erreichung des Moltke'sches Ziels auf die deutsche Flottenfrage?

So, meine Freunde, daß wir bei einem Seekriege gegen die Samoaverbündeten die Flotten unserer Nachbarn gänzlich außer Acht lassen können, denn wenn der eine oder der andere der Zweibündler die Gelegenheit eines deutschen Seekrieges benutzen wollte, um alte Zwistigkeiten auszutragen, oder um im Trüben zu fischen, so sind wir durch unsere überlegenen Landstreitkräfte jeder Zeit in der Lage, solche Gelüste unseren lebenswürdigen Nachbarn auszutreiben.

Unsere Gegner in einem Seekriege sind voraussichtlich die Samoaverbündeten. Wir kommen am besten zu unserm Ziel, wenn wir zunächst untersuchen, in wie weit England seine Flotte noch zu verstärken vermag.

Ganz besonders die Presse vom Schlage der „Frankfurter Zeitung“ und der „Neuen Freien Presse“ ist es, die sich darin gefällt, den Irrthum zu verbreiten, als ob die neuen kolossalen Schiffsbauten Englands dazu dienen sollen, die englische Flotte noch der Schiffszahl nach zu vermehren. Das ist nur bei der früher nicht vorhandenen Klasse der Torpedobootzerstörer der Fall. Sämmtliche anderen Neubauten können bloß als Ersatzbauten gelten, denn wenn wirklich England seine alten, noch vorhandenen spaniolischen Eisenkisten in einem Seekriege verwenden wollte, würden ihm die Mannschaften fehlen, seine Absicht auszuführen. Schon heute besteht die Mehrzahl der eng-

lischen Schiffsbesatzungen aus Ausländern, und wollte England wirklich die Schiffszahl seiner Flotte vermehren, so bliebe ihm nichts anderes übrig, als die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Wir zweifeln nun gar nicht an der Durchführbarkeit der allgemeinen Wehrpflicht in England, aber — für die nächsten Seekriege kommt die allgemeine Wehrpflicht in England ein Menschenalter zu spät. Wenn man das Geschreibsel der eben genannten Presse ansieht, über deren Sachkenntniß wir die Ansicht Grabbe's in dessen „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ nachzuschlagen bitten, sollte man meinen, als ob durch einfache Dekretirung der allgemeinen Wehrpflicht gleich brauchbare Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften und ausgebildeter Ersatz geschaffen werden könnten. Dazu gehört doch die Arbeit von Menschenaltern.

Das mögen doch die Nährquellen dieser Zeitungen in Amerika und England schon im eigensten Interesse und, um sich vor gründlichen Täuschungen zu bewahren, reiflichst bedenken! Wir aber in Deutschland wollen wegen der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England und der dadurch allein möglichen englischen Flottenvermehrung ruhig schlafen: Es hat sich noch nie etwas Ordentliches aus dem Boden stampfen lassen, und das wird auch in Zukunft so bleiben.

Der bekannteste Uebelstand in der englischen Flotte ist, wie schon angedeutet, die Verwendung von Ausländern. Wir sehen aber in ihrer Verwendung nicht etwa nur deswegen einen Uebelstand, weil ihre Aufopferungsfähigkeit für ihr Brodland doch eine sehr begrenzte ist, sondern hauptsächlich darin, daß das Beispiel der vaterlandslosen Miethlinge den englischen Soldaten im Laufe der Zeit höchst ungünstig beeinflusst hat. Jeder, der einmal die englischen Heldenthaten der beiden letzten Menschenalter genauer betrachtet hat, hat jedenfalls sofort gesehen, daß die Engländer überall da, wo ihnen auch nur halbwegs gut bewaffnete und geführte Gegner gegenüber standen, geradezu lächerliche Niederlagen erlitten haben, und daß da, wo sie Verbündete fanden, die Verbündeten die grobe Arbeit zu thun gezwungen waren, wie 1854 die Franzosen in der Prim und noch unlängst die Amerikaner bei Samoa. Woran anders, als an der durch das stetige Beispiel der fremden Söldner herbei-

geführten Kriegsminderwerthigkeit der Schiffsbesatzungen liegt es, daß die Engländer für Gefechtszwecke keine Torpedoboote besitzen? Wie sollten auch diese Miethlinge ihr kostbares Leben der Todeshaut eines Torpedobootes anvertrauen! Persönlichkeit und Aufopferungsfähigkeit ist eben eine militärische Tugend, die nur durch die Arbeit langer Jahre anerzogen, aber nicht etwa durch Großkapital erkauft werden kann.

Einen zweiten Uebelstand, und zwar ebenfalls einen, der nicht mittelst eines Dekretes über Nacht aus der Welt geschafft werden kann, erblicken wir darin, daß die englischen Schiffsbesatzungen mehr Seeleute als Soldaten sind. Sie theilen diesen militärischen Defekt wohl mit anderen Marinen, aber haben die nichtschiffahrttreibenden, jedoch militärisch durchaus geschulten Römer nicht die schönsten karthagischen Flotten mit Leichtigkeit zerstört?

Der dritte Uebelstand ist der, daß die englischen Flotten wegen des ungeheuren Kolonialbesizes in der ganzen Welt verzettelt werden müssen und schon deßhalb niemals rechtzeitig in der Nordsee versammelt werden können. Ja, wir bestreiten unbedingt, daß die Engländer ihre Kriegsschiffe aus einem großen Theil ihrer Kolonien überhaupt zurückziehen können, ohne diese Kolonien sofort zu verlieren. Hauptsächlich dieser Umstand ist für die Haltung Englands in der Frage der Unverletzlichkeit des Privateigenthums zur See bestimmend, weil in einem Seekriege ein erheblicher Theil der englischen Schiffe genöthigt sein wird, da zu bleiben, wo er gerade ist, und dieser Theil den Landesfeinden gegenüber deßhalb gar nichts anderes thun kann, als Kaperei treiben.

Der letzte Punkt ist der für uns wichtigste, denn nach ihm bemißt sich in der Hauptsache die nothwendige Schiffszahl der deutschen Flotte.

Als Staatssekretär v. Tirpitz die Flottenvorlage von 1897 begründete, vertheidigte er die Zahl von 17 Linien Schiffen mit der Angabe, daß ein Admiral nicht mehr in der Schlacht befehligen könne, und die Centrumsadmirale nebst den anderen Wasserweisen haben ihm das auch ohne Argwohn geglaubt. Wie sich der Staatssekretär hinterher den Bauch gehalten haben mag

vor Lachen, daß diese Seestrategen nicht auf den so sehr nahe-
liegenden Gedanken gekommen sind, daß zwei Admirale zwei Mal
17 Schiffe, drei Admirale sogar 51 Schiffe befehligen können!
Wir haben aber keine Ursache, den Ernst der Worte des Herrn
Staatssekretärs anzuzweifeln, umsoweniger, als er im engeren
Reichstagsadmiralkreis verrathen haben wird, daß die neue
deutsche G e s a m m t f l o t t e für eine Landung in England und
Abhaltung der herankommenden englischen Hilfsflotten aus-
reichend ist, w e n n keine z w e i t e Seemacht in den Kampf ein-
greift, ein Fall, der nach der Ansicht seiner politikkundigen Zu-
hörer natürlich ganz undenkbar war.

In der Zwischenzeit ist nun dieser undenkbare Fall einge-
treten, ja, wir werden den Nachweis führen, daß er sowohl
unter den gegenwärtigen, als den durch die bewilligte Flotten-
vorlage noch zu schaffenden Verhältnissen der einzige bleiben
wird, mit dem wir in einem künftigen großen Seekriege zu
rechnen haben. Um für unsere Ausführungen eine noch etwas
breitere Basis zu schaffen, haben wir aber noch einige Aus-
stellungen an dem jetzt in der Ausführung begriffenen Marine-
plan zu machen.

Daß die Kreuzerzahl für die ostasiatische Station zu schwach
ist, führen wir nur an, um nicht unvollständig zu sein; denn zur
Zeit befinden sich schon mehr Schiffe in Ostasien bezw. auf dem
Wege dahin, als überhaupt der neue Plan für Ostasien vorsieht.
Und selbst die werden noch keineswegs ausreichen.

Für die Bedeckung der Torpedoboot-Division gegen feind-
liche Torpedobootjäger müssen noch schnellfahrende Kreuzer vor-
gesehen werden, soll der Angriff der Torpedoboote während der
Schlacht in Masse glücken.

Ferner: die fünf Linienchiffe der Sachsenklasse können
wohl nur in den Augen des Auslandes als vollwerthige Linien-
schiffe gelten, nach deutschen Begriffen wohl nicht. Dieselben
sind am zweckmäßigsten in die Klasse der „Küstenpanzer“ zu ver-
setzen, um dieser Klasse den nothwendigen Gefechtswerth zu
geben! Nach Beseitigung dieser Ausstellungen wäre dann der
Flottenplan von 1897 in Rücksicht auf sein d a m a l i g e s Ziel
einwandfrei.

Wir setzen nun den mehr als wahrscheinlichen Fall, daß

wegen der Auftheilung China's in Interessensphären oder wegen Verletzung vitaler deutscher Interessen auf den alten oder den neuen überseeischen Stationen die gesammte Schlachtflotte mit den Torpedoboot-Divisionen ausfahren müßte, um überseeische, flottenstarke Gegner zu befehren, so müßte doch zweifellos die rückwärtige Verbindung der Flotte mit Deutschland erst gesichert sein, ehe überhaupt an ein Ausfahren der Flotte gedacht werden könnte. Gegen Seitensprünge der Franzosen sichert uns unser Landheer. Was sichert uns aber gegen England? Das perfide Albion, wie die Franzosen sagen. Nichts, gar nichts! Denn wie jedermann sieht, liegt die Sache auch nach der Ausföhrung des Tirpich'schen Flottenplanes um nichts besser als früher. Nach wie vor hängt unsere ausfahrende Flotte von der Gnade Englands ab. Und daß England uns sofort auf dem Nacken sitzen würde, um auf diesem Wege unserer Industrie den Garaus zu machen, hat das Verhalten der Engländer in der Samoafrage kräftig bewiesen.*)

Hieraus folgt, daß die Nordsee der Kampfplatz ist, auf dem sich unsere Geschicke entscheiden, ob wir nun im japanischen Meer oder an der Ostküste Amerika's um unsere Interessen kämpfen, und daß wir deßhalb noch eine zweite Schlachtflotte in der Größe der Flotte von 1903 besitzen müssen, wollen wir unsere industrielle Existenz vor den englischen Raubvögeln sichern.

Ein zukünftiger Seekrieg — wenn es nämlich nach der Herstellung einer ausreichend starken Flotte zu einem solchen überhaupt noch kommt, was wir durchaus bezweifeln, denn die ganze Kriegsgefahr für uns beruht einzig und allein nur noch auf unserer unzureichenden Flotte, und schon aus diesem Grunde sollte jeder Deutsche zwecks Verminderung und Beseitigung der Blutgefahr für eine große deutsche Flotte eintreten — also würde sich alsdann so entwickeln, daß, nachdem die erste Nordseeflotte (beide Schlachtflotten stationiren in der Nordsee) ausgefahren ist, die

*) Anm.: Darüber soll man sich nur ja nicht durch die augenblickliche dicke Freundschaft mit England täuschen lassen! Die hält gerade so lange an, als die Burenprügel nachwirken.

zweite Nordseeflotte und die Landungsarmee für England in dem Augenblick mobil werden, wo von der englischen Mittelmeerflotte verdächtige Vorbereitungen oder Bewegungen gemeldet werden. In diesem Fall hätte die Reichsregierung nicht erst irgend einen wohlfeilen Vorwand abzuwarten, sondern sofort die mobilen See- und Landstreitkräfte gegen die Londoner Geldkisten in Bewegung zu setzen.

Die Küstenpanzerflotte aber, verstärkt durch die Schiffe der Sachsenklasse, wird ständige Ostseeflotte, um hier allen Eventualitäten zu begegnen, auch den Seitensprüngen des kleinen unsicheren Rantonisten daselbst.

Das wäre in großen Zügen ein wirklicher Flottenplan, fest umgrenzt und aus den wirklichen Kriegsbedürfnissen herausgewachsen, aber ganz Widerpart zu den Nebelbildern, wie sie in den Köpfen unserer Wasserpolitiker spuken.

Zwei zu unseren Vorschlägen wohl aufzuwerfende Fragen sollen sofort beantwortet werden.

Wird Deutschland die Kosten aufbringen können und wollen?

Darauf antworten wir: Es wird uns wohl nichts Anderes übrig bleiben, wenn wir den jährlichen Zuwachs von 800 000 Köpfen ernähren und damit einer langsamen aber sicheren Verelendung begegnen wollen.

Dann: Können wir in der Ausführung des Flottenplanes durch konkurrierende Seemächte gestört werden? Nein! Die Begründung dieses Nein entzieht sich jedoch einer öffentlichen Erörterung. Hier wollen wir nur die eine Seite unserer Verteidigungsmittel hervorheben, daß nämlich der Weg des ersten Napoleon für Generale à la Gäseler heute überhaupt erst, und zwar durch die moderne Armeeverpflegung, gangbar geworden ist.

Damit wären wir zu Ende, wenn wir nicht noch etwas sehr Nothwendiges unseren Vorschlägen zuzufügen hätten.

Es scheint, daß seit Bismarck's Abgange an den maßgebenden Stellen sich der Irrthum immer mehr festsetzt, daß die Stärke eines Reiches lediglich von der Blüthe des Militarismus abhängt. Da fällt uns ein Gleichniß ein, das häufig und mit Recht nach der Wiederbegründung des deutschen Reiches von den

Reichsbaumeistern gebraucht wurde und das jetzt nachzuprüfen, mehr als jemals am Plage ist.

Die Reichsbaumeister sprachen bei ihrer schwierigen Arbeit zu dem gläubigen Volke:

„Laßt uns erst den Rohbau des deutschen Reichshauses, die „festen, sturmsicheren Mauern, die der Zeit und allen äußeren „Feinden trohen sollen, auf sicherem Fundament errichten, und „dann erst, wenn diese nothwendigsten Dinge vollbracht sind, „wollen wir daran denken, unser Reichshaus auch innen aus- „zubauen und wohnlich einzurichten, auf daß das ganze Volk „bequem und in Frieden darin wohnen kann!“

Betrachten wir nun das Reichswerk heute, nach mehr als einem Vierteljahrhundert, so müssen wir vorurtheilslos gestehen: Mit der Wohnlichkeit des Reichshauses ist es noch nicht weit her! Sollte man nicht dem inneren Ausbau des Reiches die Aufmerksamkeit zuwenden, die man jederzeit der äußeren Sicherheit schenkt?

Aber nicht dieses unerquickliche Thema soll unsere Ausführungen beschließen. Wenden wir uns vielmehr nochmals zu unserem Ausgangspunkt, nach Samoa: Es war im Jahre 1850, als Preußen in böserer Lage war, als es das deutsche Reich jetzt anscheinend in Samoa war. Preußen wurde damals gezwungen, den schimpflichen Gang nach Olmütz zu thun. Aber Preußen besann sich auf sich selbst, rüstete stetig und unverdrossen und — auf Olmütz folgte Königgrätz, auf Königgrätz Sedan!

II.

Der neue Flottenplan und die zukünftige Kolonialpolitik.

Es wird wohl immer unbestritten bleiben, daß die Kolonialpolitik eines Landes stets von zwei Faktoren abhängt: Von der eigenen wirtschaftlichen und militärischen Kraft und von dem wirtschaftlichen und militärischen Widerstand, welchen die interessirten Weltmächte dieser Kolonialpolitik faktisch entgegenstellen oder entgegenstellen können. Nur die Untersuchung beider Faktoren wird zu einem richtigen Urtheil führen, wo und wann eine Kolonialpolitik einzusetzen hat und wie weit ein Staat auf der kolonialen Bahn überhaupt zu gehen vermag.

Wer sind unsere Kolonialkonkurrenten, oder, was dasselbe ist, unsere Weltmachtkonkurrenten?

Da ist zunächst Rußland. Rußland ist unser, sagen wir einmal Interessensphären-Konkurrent, um nur eine Seite des deutschen Gegensatzes zu dem Slavenreich hervorzuheben, sowohl in Kleinasien, als in China, also ein in der deutschen Kolonialpolitik wohl zu berücksichtigender Faktor.

Dann das andere Zweibundsmitglied, Frankreich! Frankreich sollte vernünftiger Weise unser politischer Gegner nicht sein! Man vermag wirklich keine Stelle auf der Welt zu entdecken, wo französische und deutsche Interessen materiell kollidiren. Aber dem Gallier liegt einmal der Hochmuthsteufel im Blut, und an sein „Prestige“ setzt er seine Louisdor's und — seine Knochen!

Dann England! England ist unser wirtschaftlicher Gegner überall und deshalb auch unser politischer Gegner überall, nur daß die politische Gegnerschaft bisher nur einseitig und zwar englischerseits zu Tage getreten ist. Offenbar wartet die Reichsregierung mit Zahlung

der gleichen Münze so lange, bis der letzte deutsche Manchestermann ausgestorben ist.

Die außereuropäische Konkurrenz lassen wir vorerst bei Seite.

Wie sich die militärischen Kräfte unserer Gegner zu den unsrigen verhalten, das haben wir in Abschnitt I allgemein dargestellt. Wie sich das Verhältniß im Besonderen stellt, das erkennt man am Besten, wenn man die Begründung der bisherigen deutschen Militärvorlagen kritisch betrachtet. Der geneigte Leser, der unsere allgemeinen Ausführungen verfolgt hat, braucht keine Wiederholungen zu fürchten.

Abgesehen von der letzten Militärvorlage ist bis jetzt stets nach dem bekannten Alt-Rezept verfahren worden: Entweder war es eine Riesenzahl russischer Bataillone, Escadronen und Batterien, oder es war eine Riesenzahl französischer Kadres, die als Schreckgespenst den dicken Geldbeutel Michels öffnen mußten. Dabei versäumte man aber nie, den Franzosen vorzuhalten, daß es für sie in Rücksicht auf ihre zurückgehende Bevölkerung volkswirtschaftlich richtiger wäre, mit der verzweifelten Vermehrung ihrer Landstreitkräfte endlich einzuhalten, weil sie gegen die schnell zunehmenden wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands doch nicht aufzukommen vermöchten. Daß diese zweifellos richtige Lehre noch viel eher auf Deutschland mit seinen Feinden überall anzuwenden ist, wäre nur ein logischer Schluß, wenn diese Feinde nämlich wirklich die Machtmittel besäßen, die ihnen bis zuletzt amtlicherseits zugeschrieben worden sind. Für unsere Leser ist natürlich diese Frage nicht bloß Sache des Geschmacks, sondern eine Lebensfrage unserer Fortentwicklung.

Die russische Seeresmacht zu überschätzen, das ist natürlich nicht etwa eine Erfindung des neuen Kurjes, das war schon zur Zeit des alten Kurjes regelrechter Gebrauch. 1870 brachen Oesterreich und Italien das mit dem dritten Napoleon geschlossene Bündniß aus Furcht vor den — zahllosen russischen Heereshaufen und 1875, als eine kräftige Abkühlung der französischen Republikumstürzler Noth that, erging es dem Altreichskanzler in der Schätzung der russischen Heereshaufen auch nicht besser. Ja selbst 1879, nachdem der türkische Krieg die ganze

militärische Ohnmacht Rußlands vor aller Welt klargelegt hatte, führte in der Hauptsache dieselbe Ueberschätzung zum Zweibundsvertrag.

Wie hoch schätzen denn eigentlich sachverständige Russen die Größe ihres Kontingents? Als jüngst das Militärblatt *Rasswedtschik* seinen Tadel darüber aussprach, daß Rußland im Verhältniß zu Deutschland 300 000 Mann zu wenig aushebt, antwortete der Gouverneur des Militärbezirks Kiew, der künftige General en chef, Dragomirov, daß Rußland das eben nicht nöthig hat, da doch wohl seine Verbündeten und andere Leute auch mitzählen werden!

Da haben unsere Leser eine kompetente russische Schätzung ihres Kontingents! Ist den Schleppträgern unseres Militarismus denn noch nientals die einfachste Lösung des russischen Friedensproblems eingefallen? Wir wollen dieselbe geben! Wenn Rußland wirklich 900 000 Mann, wie unsere Offiziere jederzeit behauptet haben, auf Friedensfuß unterhielte, dann wäre es doch für den Czaren spielend leicht gewesen, der wirklichen und wahren Ursache der russischen Finanznoth und seines Reichsniederganges mit einem Schlage abzuhelpen: Nämlich jenes ungeheuerliche Kontingent nach den Direktiven seines ersten Generals auf den wirklichen Friedensbedarf zu reduzieren!! —

Die französische Heeresmacht herauszustreichen wurde in Anbetracht der Oeffentlichkeit, mit welcher der französische Militär-etat verfassungsmäßig behandelt wird, anders angefaßt. Nicht mit Hiesenziffern, aber mit desto größeren Hiesenzahlen des — französischen Geldsacks wurden hier die vagesten Schätzungen konstruirt, welche ein um so wirksameres Agitationsmittel bildeten, als sie sich nicht direkt zahlenmäßig widerlegen ließen.

Weshalb der vortreffliche französische Nachbar nun schon ein Menschenalter hat verstreichen lassen, ohne auch nur den leisesten Versuch zu machen, sein Ziel zu erreichen, das haben wir bereits allgemein dargestellt. Hier seien noch einzelne Details der Ursache gegeben.

Als Mac Mahon auf dem abenteuerlichen Zuge nach Mek am Abend des 27. August 1870 beschloß, umzukehren, um sein Heer, die letzte Geldarmee Frankreichs, unter die Mauern von

Paris zu retten; da telegraphirte ihm Palikao 1 Uhr Nachts: „Wenn Sie Bazaine im Stich lassen, bricht die Revolution in Paris aus. Hier fühlt j e d e r m a n n die Nothwendigkeit, Paris zu befreien. Ihre schnelle Vereinigung mit Bazaine erscheint mir dringend geboten!“

Also die Straße, die Rücksicht auf die Straße zwingt den Kriegsminister, den verzweifeltsten Befehl zu ertheilen, und zwingt den Heerführer umzukehren und sein Heer in das sichere Verderben von Sedan zu führen! Natürlich wollen wir in den Ausdruck „Straße“ nicht den bösen Sinn gelegt haben, in welchem das Wort während der Septemberverhandlungen zwischen Bismarck und Jules Favre gefallen ist.

Glaubt man nun, das wird in einem künftigen Kriege anders kommen?

Wir prophezeien: Schon am vierten deutschen Mobilmachungstage wird dem französischen Generalstabe das Heft aus den Händen gleiten und die Straße den Krieg zu Ende führen! Die französischen Militärorgane befunden doch übereinstimmend, „daß man im Kriegsfall von vornherein auf die Offensive verzichten (sic!) und die in das französische Lothringen eindringenden Heerestheile erst dann angreifen wird, wenn auf der Westgrenze dieses Departements (Also unter Preisgebung desselben!) eine genügend starke Armee versammelt ist, um die auf e i n e m Punkt (Wirklich?) versammelten Deutschen in einer großen Schlacht über den Haufen zu werfen!“ Sehr schön und nicht ganz unrichtig! Waren selbst schon früher einmal auf die gleiche Idee gekommen! Aber, was geschieht denn, um die höheren Frontoffiziere und — das verehrte große Publikum an diesen, eine gesunde Selbsterkenntniß voraussetzenden Gedanken zu gewöhnen? Nichts? Und gerade das wäre bei den heißblütigen Galliern doch die erste Vorbedingung, soll der Plan nicht schon zu Kriegsbeginn in die Brüche gehen!

Auch hinsichtlich der Stärke ihrer eigentlichen Vertheidigungsmittel geben sich die Franzosen bedenklichen Täuschungen hin. Da soll, um nur ein Beispiel herauszugreifen, Epinal eine erstklassige Festung sein, was h i n s i c h t l i c h d e r L a g e dieses Platzes für die französische V e r t h e i d i g u n g auch ganz zweifellos zutrifft. Aber diese erstklassige Festung besitzt auf

der Ostseite noch alte Vauban'sche Forts, die der geistreiche Generalstab mit Anschlußbatterien garnirt hat, um ihren Vertheidigungswerth aufzubessern!

Wie steht es endlich mit dem Hauptvertheidigungsmittel der Gallier, der Sollstärke ihres Gesamtheeres, worauf doch schließlich das ausschlaggebende Gewicht zu legen ist?

Gerade zur Zeit, als die deutschen vierten Bataillone abge schafft wurden, schafften sich die Franzosen welche an, auf dem Papiere nämlich, denn noch heute harren die „Madres“ der Mannschaften, die da kommen sollen. Ja, der gegenwärtige Kriegsminister hat sich durch den jährlich immer stärker werdenden Rekrutenausfall genöthigt gesehen, auf die Aufstellung der vierten Bataillone überhaupt zu verzichten! Wer dabei aber glaubt, daß wenigstens die vorhandenen Rekruten in ihrer großen Masse felddienstfähig wären, täuscht sich sehr. Bis zu zwanzig vom Hundert liegen sie in den Lazaretten, bis sie wegen Dienstuntauglichkeit entlassen oder beinahe ganz vom Dienst befreit werden. Diese Wirthschaft ist so arg, daß selbst der offizielle Berichterstatter der französischen Kammer aufseufzt: „Welch' hübsche Art, das Geld zu vergeuden, das Frankreich zu seiner Vertheidigung ausgesetzt hat!“ Also der deutsche Kritiker, der die Mobilmachungsideen der Franzosen an der Hand ihrer Vertheidigungsmittel betrachtet, wird immer wieder zu dem Ergebnis kommen, daß auch in Zukunft die französischen Kriegspläne sich auf dem Schlachtfelde wesentlich anders machen werden, als auf dem Exerzierplatz. Wir aber geben niemals die Hoffnung auf, daß noch die Zeit kommen wird, wo sich die beiden höchst zivilisirten Nationen der Welt die Hand zum dauernden Bunde reichen werden.

Schneller, als man hoffen konnte, ist nun die Reichsregierung mit einem brauchbaren Flottenplan hervorgetreten, und schickt sich an, die wichtigen ersten Jahre dieses Jahrhunderts nicht ungenützt verstreichen zu lassen, um die Schaffung einer deutschen Flotte noch in letzter Stunde zu erreichen. Diese Schnelligkeit ist das e i n z i g e Verdienst der Reichsregierung in dieser Sache. Daß ihr nun gerade diese Eile von den flottenfeindlichen Parteien verübelt wird, zeugt einmal wiederum für den politischen Verstand der Flottengegner. Eugen Richter packt

täglich ein ganzes Arsenal von Gründen aus, um zu beweisen, daß die Regierung gar nicht gesetzlich berechtigt ist, vor Ablauf des bestehenden Flottengesetzes mit neuen Vorschlägen vor den Reichstag zu treten, gerade so, als ob Zeitumstände niemals eine Politik ändern könnten!

Wir werden natürlich nicht mit der Widerlegung von Herrn Eugen Richters Argumenten Zeit verlieren, sondern wollen den Lesern, auch denen im Richter, die Antwort auf zwei Fragen zu bedenken geben.

Erste Frage: Konnte ein Parteiführer eine alte liberale Partei schneller und nachhaltiger zu Grunde richten, als dies vor Aller Augen Herr Eugen Richter im Laufe eines Menschenalters mit der ehemaligen großen Fortschrittspartei gethan hat?

Zweite Frage: Konnte ein bezahlter Agent dem ostelbischen Junkerthum auf wirthschaftlichem Gebiet größere Dienste leisten, als der Fortschrittsmann Eugen Richter durch seinen bornirten Widerstand gegen alle Militärvorlagen?

Man muß schon die Annalen eines ganzen Jahrhunderts durchsuchen, um nochmals eine ähnliche Größe zu entdecken. Und dieser politische Kannegießer trägt die Schuld, daß dem großen deutschen Liberalismus auch das letzte militärische Ideal, die Erschaffung einer wirklichen deutschen Flotte, entrisen worden ist, und ostelbische Junker damit hausiren gehen! —

Wie wirkt nun der neue Flottenplan auf die deutsche Kolonialpolitik? Antwort: Für die zukünftige ist er bestimmend, für die gegenwärtige vollkommen belanglos!

Die gegenwärtige Kolonialpolitik! Ja, die wäre eigentlich sehr einfach, wenn die Reichsdiplomaten sich nur vollständige Rechenschaft über die voraussichtliche Entwicklung der Kolonialpolitik des gegnerischen Auslandes zu geben vermöchten!

Da wären zuerst die kolonialpolitischen Folgen, welche die „Befreiung“ Kubas und der Philippinen bereits gehabt hat und voraussichtlich noch haben wird. Soweit diese Folgen von dem Durchschnittsmenschen erkannt werden können, wollen wir sie einmal aufzählen.

I. Zuerst der Raubzug der Engländer gegen die beiden Transvaalrepubliken! Ueber diese erste Folge der „Befreiung“ Kubas erklärt der englische Premierminister: „England wird

dafür Sorge tragen, daß der Ausgang dieses Kampfes eine gute Regierung und die Wiederherstellung der Gerechtigkeit (sic!) in Südafrika schaffen werde.“ Wie das zu verstehen ist, erfährt man von einer andern englischen Leuchte: „Ich kümmere mich wenig um das Wohl der Menschheit. Die moralische (!) und materielle Suprematie Großbritanniens ist gut genug für mich,“ sagte Lord Churchill.

Jede Hinzufügung unsererseits würde die Wirkung der beiden Erklärungen abschwächen.

II. Ziemlich alle Jahre taucht in den von London aus inspirierten deutschen Börsenblättern mit demokratischen Allüren die Nachricht auf, daß einflußreiche Kreise in Frankreich und Deutschland bestrebt wären, die elsäß-lothringische Frage dadurch zu lösen, daß Frankreich Belgien, Deutschland aber — Holland annektiert! Dieser nicht üble englische Schachzug hat bis zum spanisch-amerikanischen Kriege niemals bei den Holländern die Wirkung verfehlt, indem das Mißtrauen der Holländer gegen die deutsche Diplomatie stets wach erhalten wurde. Seit der „Befreiung“ Kuba's und der Philippinen aber glauben die Holländer den englischen Wölfen nicht mehr. Unaufhaltsam, wenn auch nur Schritt für Schritt, greift in Holland die Erkenntniß um sich, daß die Bewohner Java's und Sumatra's sich auch bald für eine „Befreiung“ reif fühlen werden und daß alsdann der Befreier nicht auf sich warten lassen wird. Um nun nicht ähnlichen Strauchdieben zu unterliegen, wie solchen die Spanier unterlegen sind, denkt der praktische Holländer zunächst an ein — Zollbündniß mit Deutschland!

Wie sang Heinrich Heine einst vom Zollverein?

„Er giebt die äußere Einheit uns,

„Die sogenannt materielle“ —

Darüber besteht ja kein Zweifel: Wenn auf der einen Seite die militärische und wirthschaftliche Kraft Hollands, auf der anderen Seite die militärischen und wirthschaftlichen Kräfte Englands stehen, die Waagschale Hollands hoch fliegen muß. Denn um den Holländern die Kolonien abzunehmen, dazu brauchen die Engländer kein *L a n d h e e r*, und um in England zu *L a n d e n*, dazu fehlt den Holländern die Flotte. Und ebenso wenig kann Holland auf die *D a u e r* seine Kolonien *w i r t h*-

schafftlich halten, dafür ist Holland zu volksarm, und schon dieser Umstand allein hätte die Holländer auf den Gedanken eines Zollbündnisses mit Deutschland führen müssen, wenn in Dingen äußerer Politik jedesmal die Vernunft entscheiden würde. Aber da braucht es Schrecken, Krieg und Mord, bis die Menschen sich aufraffen und vernünftig werden, und das thun, was zu thun ihnen schon ihre materiellen Interessen hätten gebieten sollen.

Noth bricht Eisen und den Holländern hat erst der amerikanische Raubzug beweisen müssen, daß nur hinter reellen Interessen Kanonen stehen, und daß die Spanier mangels solcher Interessen, also mangels kanonenführender Bundesgenossen von dem ersten besten Buschklepper niedergeschlagen werden konnten. Unser Interesse bei dem Zollbündniß aber ist das: Wir haben alles, was den Holländern fehlt und was die Kolonialpolitik der Zukunft vor Allem erfordern wird, nämlich große, mit praktischer Vernunft arbeitende und gewappnete Menschenmassen!

Man soll den zweiten Schritt nicht vor dem ersten thun. Weder in der Kolonialpolitik noch anderswo! Das heißt: Man soll die Zukunft nicht vorweg nehmen und wie ein ausgehungertes Röter nach jedem Kolonialbrocken, den Andere übrig lassen, in der Welt herumischnappen, sondern man soll erst dafür sorgen, daß nicht etwa vor der eigenen Thür das Gute gestohlen, der stammverwandte, friedliche Nachbar von den englischen Buschkleppern in den Staub getreten wird.

III. Was hat England in Samoa uns jetzt, während des Burenkrieges, wehe gethan! Und warum hat sich die deutsche Diplomatie nicht sofort und ohne Zeitverlust revanchirt? Auge um Auge und Zahn um Zahn war Bismarcks erste politische Maxime, und bei seinen Zeiten wäre nach Ausbruch der Samoaaffaire der Emir von Afghanistan sofort erkrankt und demselben ein kleines Rosakenheer zur Genesung — der Engländer verschrieben worden. Zu solchen Aktionen braucht es kein Bündniß; wir wären die letzten, die einem politischen Bündniß das Wort reden wollten, schon deßhalb nicht, weil nur reelle materielle

Interessen die Völker zusammenbringen oder trennen. Bis zur Vollendung der deutschen Flotte aber ist Rußland der wundeste Punkt im englischen Weltreichstraum, denn England vermag in einem Konflikt mit Rußland weiter nichts, als — den russischen Rubelfurs zu drücken, im Uebrigen aber nur Erbsen gegen den russischen Elephanten zu werfen. Rußland hingegen kann die Engländer in Asien überall, wo es ihm beliebt, hinauswerfen und damit — die englischen Fabrikflote ausblasen.

IV. Ueber die Möglichkeit, der Vergewaltigung deutscher Reichspostdampfer direkte Gewalt entgegen zu setzen, sei folgende kurze Andeutung gemacht:

Nie war die Gelegenheit zur Anwendung der ultima ratio so günstig wie heute, nachdem die militärische Widerstandsfähigkeit der Engländer durch den Burenkrieg gebrochen und die Marine durch zahlreiche Mannschaftsabgaben bereits stark in Mitleidenschaft gezogen ist. Die Hauptsache aber ist die: Die Hauptstärke der englischen Marine liegt in der großen Schiffsreserve, die bei Kriegsausbruch aber doch erst in Dienst gestellt werden muß, das heißt die Reservefahrzeuge müssen erst bemannt, mit Geschützen, mit Kohlen und mit Proviant versehen werden! Das hätte sich nun durch einen energischen Gegenruch doch verhindern lassen können, so daß die Hauptmacht der englischen Flotte überhaupt nicht zur Entfaltung gekommen wäre!! —

Man vertröstet sich in Deutschland wie alle Leute schwachen Charakters auf eine günstigere Zukunft; aber die Zeitumstände werden wenigstens in einem Punkte niemals wieder so günstig werden. Was wird die erste und wahrscheinlichste Folge des Burenkrieges in England sein? Einführung der beschriebenen Wehrpflicht, ein System, wie es die Franzosen vor 1870 besaßen und welches denselben niemals merkantile oder industrielle Nachtheile gebracht hat. Wenn aber ein Konfiskationsheer von 300 000 Mann Friedensstärke in England steht, ist das Gelingen einer Landung sehr unwahrscheinlich.

Also die Gelegenheit ist und wird versäumt; und wer sich außerdem auch noch praktisch von der Nutz- und Erfolgslosigkeit der deutschen Diplomatie in den letzten 10 Jahren überzeugen

will, möge sich die Frage beantworten: Wenn Bismarck niemals preussischer Ministerpräsident geworden wäre, hätten wir dann jemals ein 1864, 1866 und 1870 gehabt? *Muth*, politischen und persönlichen *Muth* muß man haben, um in der Welt Erfolg zu erzielen! —

Und nun zu der zukünftigen deutschen Kolonialpolitik!

„Aus alten Märchen winkt es
„Hervor mit weißer Hand,
„Da singt es und da klingt es
„Von einem Zauberland.“

„Am Mastbaum gelehnt, auf hohem Verdeck“ werden einst unsere Kinder all' die Zauberländer des mittäglichen Erdalls erreichen, ruhig und in Frieden und nicht mehr bedroht von raubfüchtigen, übelvollenden Nachbarn. Aufhören wird die Noth des heimathlichen Bodens, und ein unererschöpflicher Ueberfluß wird sich aus jenen glücklichen Zonen über das freie Vaterland ergießen. Ja, ihr Vaterlandsfreunde! Wenn einst die deutsche Flotte vollendet ist und die gegenwärtigen Regisseure Staub und Asche geworden, werden sich auch unsere Geschicke wenden! „Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!“ —

Aus diesem Zukunftsstraum zur Gegenwart zurückzukehren, ist unsere publizistische Pflicht, denn niemals werden wir das Zauberland erreichen, wenn wir nicht alle Kräfte an die Erringung setzen. Denn nicht weniger wichtig als die militärische, ist die wirthschaftliche Entwicklung des Reiches! —

Wer die Bewegungen in der deutschen Industrie in der letzten Zeit aufmerksam beobachtet hat, wird gefunden haben, daß einzelne Industriezweige sich kaum aufrecht erhalten und theilweise auszuwandern beginnen! Und hier kommen wir zu unserer außereuropäischen Konkurrenz.

Amerika interessiert uns nur wirthschaftlich. Deshalb nur wirthschaftlich, weil Amerika, um Weltmachtpolitik auf realer Basis zu treiben, sich doch zunächst ein respectables Landheer anschaffen müßte. Amerika's bisherige Weltpolitik ist weiter nichts als eine unverfrorene Kreditnahme bei seinem englischen Vetter, und diese Politik ist doch nur so lange möglich, als England selbst noch irgend welchen militärischen Kredit besitzt. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß unser wirthschaftliches Interesse an

der amerikanischen Politik etwa ein geringes wäre. Im Gegentheil! „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!“ Und warum? Weil das Wasser die billigste Verfrachtung erlaubt!

Auf Amerika angewendet: Amerika hat höhere Arbeitslöhne, schwierigere Lebensbedingungen, und doch produziert Amerika in wichtigen Industriezweigen bereits billiger als wir, weil es in seinen guten, ausgedehnten Wasserstraßen die billigsten Transportwege für seine Rohmaterialien besitzt.

Bereits im Jahre 1893 hat der Verfasser dieses bei seinen Vorschlägen über die Schiffbarmachung des Oberrheins auf die Wichtigkeit des Rheines als Welt handelsstraße hingewiesen, und seit der Zeit hat die K. Preussische Staatsregierung das große Projekt des Mittellandkanals mit allen seinen Verzweigungen an die Öffentlichkeit gebracht, auch ist das Projekt der Verbindung zwischen Rhein und Donau wieder in Fluß gerathen, so daß gegründete Aussicht vorhanden wäre, diese großen Entwürfe in absehbarer Zeit verwirklicht zu sehen.

Sachliche Einwendungen gegen die neuen Wasserstraßen giebt es nicht, denn die deutschen Eisenbahnen sind sowohl hinsichtlich der Bewältigung des Transports der Rohmaterialien, als auch hinsichtlich der Tarife für dieselben bereits an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gelangt, ja hinsichtlich der Tarife haben sie die Grenze auf Kosten der Waarentarife schon lange überschritten! Trotzdem muß der Transport der Rohmaterialien noch billiger werden, soll die deutsche Industrie in Zukunft mit der amerikanischen konkurriren!

Deshalb befördere auch die Reichsregierung die Schiffahrtsprojekte der Einzelstaaten mit allem Nachdruck, und wo man versucht, wie z. B. bei der Ober-Rheinregulierung, dieselben zum Tummelplatz partikularistischer Interessen zu machen, da schreite man von Reichs wegen ein; denn wenn die deutsche Industrie in ihrer Konkurrenzfähigkeit beschränkt wird und den Volkszuwachs nicht mehr ernähren kann, hilft auch die schönste Flotte nicht.

Eine zweite durchaus nicht zu übersehende Frage ist die: Das Rohmaterial unserer Industrie muß nicht nur billig verfrachtet werden können, sondern es müssen auch die Bestände desjenigen Materials, das sich nur langsam ersetzen läßt, entsprechend ge-

schont werden. Was geschieht aber z. B., um den deutschen Waldbestand zu schonen? Statt sich den Fortschritt der Technik zu Nütze zu machen und die Eisen-Steinbauweise in all' den Fällen anzuwenden, in welchen sich dieselbe in der Privatindustrie schon lange und glänzend bewährt hat, arbeitet der größere Theil der Behörden in dem alten Holz-Schlendrian fort, zufrieden in dem Agrarierbewußtsein, daß — die Holzpreise steigen! Eine sozialpolitische Rechenschaft vermögen sich allerdings die ganz in den Händen der Ostelbier befindlichen Regierungsorgane nicht zu geben.

Wir kommen zum Schluß.

Der freundliche Leser wird erkannt haben, daß wir redlich bemüht waren, die Erfordernisse einer deutschen Kolonialpolitik in allen wesentlichen Punkten klar zu legen. Trotzdem wäre unsere Darstellung nicht vollständig, ließen wir es nun bei diesen Ausführungen bewenden. Denn man kann eine Einzel-frage doch nur vom Standpunkt der Gesamtpolitik aus vollständig beurtheilen! Als Bismarck daran gehen konnte, die deutsche Frage zu lösen, da schüttelte er den junkerlichen Staub von sich und regierte national und liberal, um gestützt auf die gesunde deutsche Volkskraft, die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse zu überwinden. Wir leben heute in einer Zeit, die für die deutsche Entwicklung um nichts weniger wichtig ist, als die zweite Hälfte der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, aber die gewaltige Zeit findet nur zwerghafte Regisseure, die tagsüber die Pose studiren, in der sie Abends aufzutreten gedenken, und dann wirklich ernsthaft glauben, sie hätten etwas „Großes“ vollbracht.

Richtige Gedanken und Ideen sind nicht Sache ostelbischer Junker und wo ein Vaterlandsfreund dem Junkerthum ein freies Wort entgegenruft, da geberdet sich die tollgewordene Reaktion mit einer Verfolgungswuth, daß man meinen sollte, die Zeiten des Generals Bischofswerder von 1790 seien wiedergekommen. Der Standpunkt dieser Leute ist der Korporalstandpunkt des ostelbischen Kommisses. Aber dieser hat noch keine Schraube erfunden und noch keinen Schienennagel verkauft. Und diese wenigen Leute vermessen sich, den größten Theil der deutschen

Bevölkerung politisch zu entmündigen, statt sich zuerst die Frage vorzulegen, wofür alsdann noch die große Masse des Volkes kämpfen und ringen soll? Ohne t h ä t i g e Theilnahme des ganzen Volkes aber ist eine Weltpolitik eitel Dunst!

Aber wie geht es Denen, die Vernunft predigen? Der von dem Ostelbierthum getragene Absolutismus, dem deutschen Reiche gefährlicher als alle Heere und Flotten Europa's zusammen, wird's so weiterrreiben, bis dem Unkenruf: „Reaktionäre aller Länder vereinigt Euch!“ der donnernde Ruf: Proletarier vereinigt Euch! dawiderhallt.

Leutonicus.



In unserem Verlage erscheint fortan:

Deutsches Wochenblatt

Zeitschrift

für

nationale Politik, Kunst u. Wissenschaft.

Das deutsche Wochenblatt tritt in seinen XIII. Jahrgang. Es wird seiner Vergangenheit getreu alle Fragen der Politik vom nationalen Standpunkt prüfen und erörtern, ohne sich einseitig auf einen Parteistandpunkt zu stellen. Ebenso wird es die hervorragenden Erscheinungen auf wissenschaftlichem, litterarischem und künstlerischem Gebiete in den Kreis seiner Erörterungen ziehen. — Da die bewährtesten Fachmänner ihre Mitarbeiterschaft zugesagt haben, dürfte das „Deutsche Wochenblatt“ den weitgehendsten Anforderungen genügen. Um unseren geehrten Lesern entgegen zu kommen, haben wir uns entschlossen, den ohnehin schon billigen Bezugspreis des „Deutschen Wochenblattes“ noch herabzusetzen. Der Quartalspreis beträgt fortan nur Mk. 2,50. Die Einzelnummer kostet Mk. 0,25.

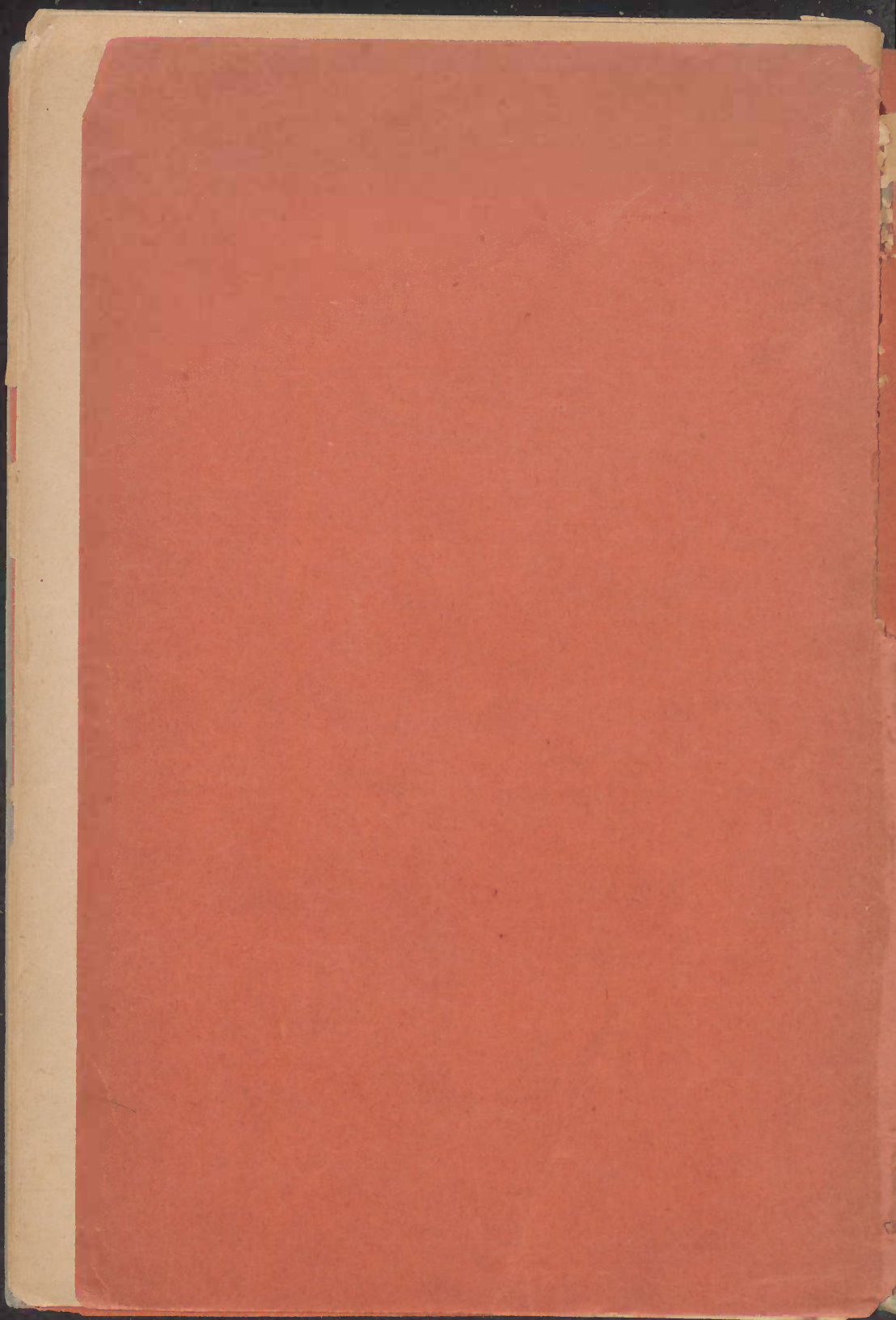
Berlin SW. 46.

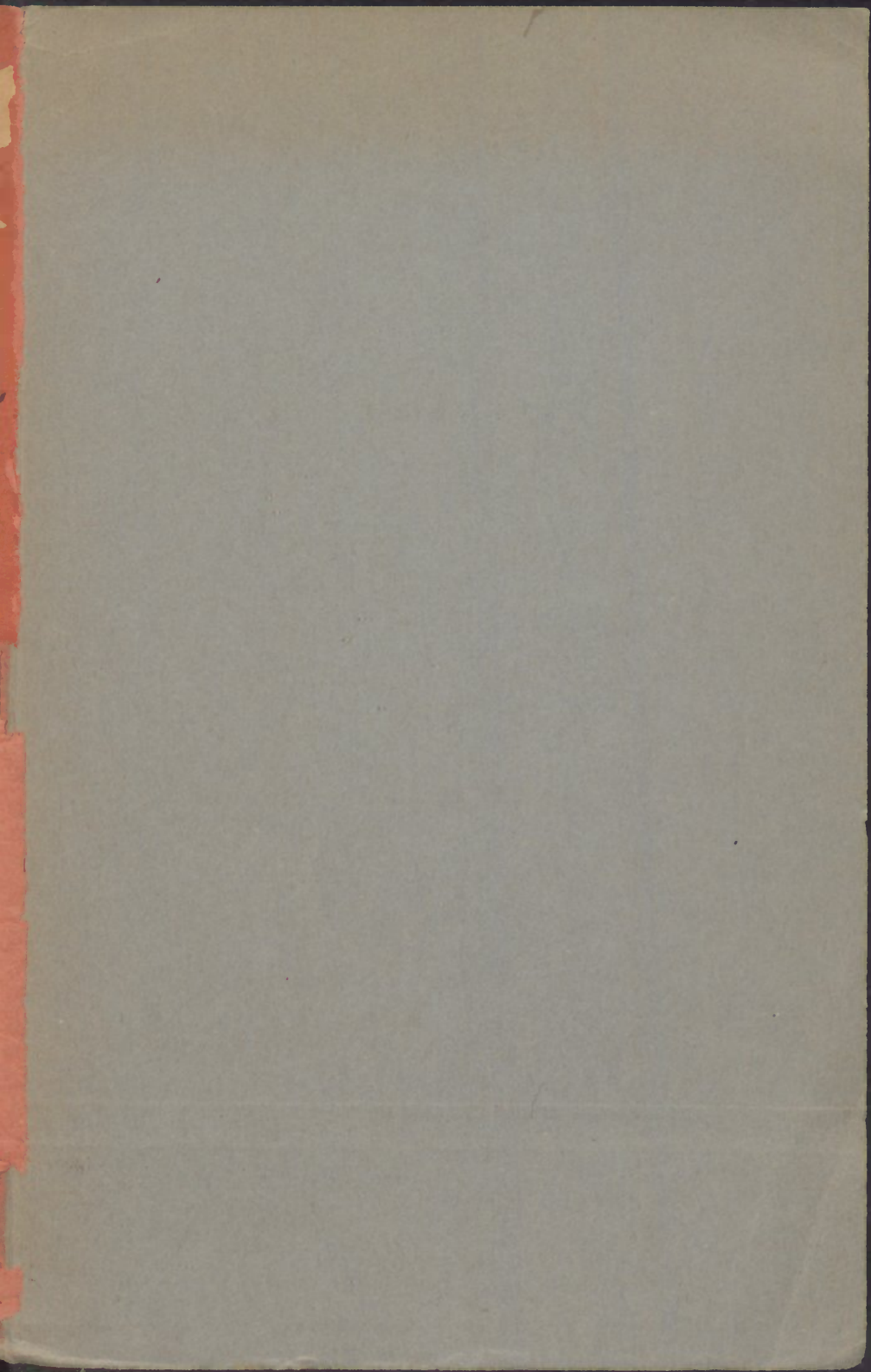
Hochachtungsvoll

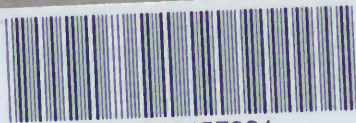
Goje & Teklaff,

Verlagsbuchhandlung.

Probenummern stehen gern zur Verfügung.







206\$06457991